



# Allerösterreichisches Blatt.

N<sup>r</sup>. 13.

Samstag

den 30. März

1833.

## Krain's Vorzeit und Gegenwart.

Michael Tiffernus,  
ein gelehrter Krainer des sechzehnten Jahrhunderts.

Michael Tiffernus oder, wie ihn einige auch schreiben, Tyffernus, war im Jahre 1488 wahrscheinlich in Innerkrain geboren. Noch als zartes Kind ward er bei Gelegenheit eines Einfalles der Türken in Krain von den barbarischen Horden geraubt, und mit mehreren andern erwachsenen Christen in die Sklaverei abgeführt. Auf ihrem Heimzuge wurden sie aber plötzlich überfallen, und nach Zurücklassung ihres Lagers in die Flucht getrieben. Des verlassenen Kindes erbarmte sich Erasmus Stich, ein Bürger aus Duino; er nahm es zu sich, ließ es taufen, und gab dem heranwachsenden Knaben eine für die damaligen Umstände ziemlich gute Erziehung. Der Knabe wurde zur Schule angehalten, und später zur Vollendung seiner Studien auf die Universität nach Wien gesandt, wo er in das Krainische Stipendium, Bursa animi genannt, aufgenommen wurde. Hier bewies er in seinen Studien einen solchen Eifer, daß er mit der Würde eines Magisters beehrt, und wie Einige behaupten, zum Professor der Philosophie erhoben wurde. In dessen ereignete sich im südwestlichen Deutschland eine Begebenheit, die auch auf das Schicksal unseres Michael Tiffernus einen wesentlichen Einfluß ausübte. Herzog Ulrich von Württemberg wurde nämlich im Jahre 1519 durch den schwäbischen Bund aus seinem Herzogthume vertrieben, und dessen minderjähriger Sohn, der Prinz Christoph, auf Befehl K. Ferdinands I. zuerst nach Innsbruck, und im Jahre 1529 nach Wienerisch-Neustadt in Verwahrung gebracht.

Hier erhielt der junge Prinz den M. Tiffernus zum Lehrer, um in den nöthigen Sprachen und Wissenschaften unterrichtet zu werden. Drei Jahre brachte hier Tiffernus mit dem Unterrichte des Prinzen zu, der in dieser Zeit seinen Lehrer so lieb gewonnen hatte, daß er ihn auch dann nicht von sich entließ, als er an den kaiserlichen Hof gezogen, und später sich auf Reisen begeben hatte. Tiffernus blieb der treue Gefährte des Prinzen auf seinen Reisen durch Deutschland und Frankreich, und hatte sich in der Gunst seines fürstlichen Béglings so sehr befestigt, daß dieser ihn im Jahre 1544 nach seiner Vermählung mit einer Brandenburgischen Prinzessin mit nach seinem fürstlichen Sitz nach Mömpelgard nahm, zum Kanzler machte, und ihm die wichtigsten Regierungsgeschäfte anvertraute. Als Christoph nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1550 zur Regierung seines Stammlandes Württemberg gelangte, scheint auch Tiffernus seinen bisherigen Wohnsitz verlassen und dem neuen Herzoge nach seiner Residenz Stuttgart nachgezogen zu seyn. Hier starb er am 11. April 1555, in einem Alter von 67 Jahren, wie dieß seine bescheidene Grabchrift in der Stiftskirche zu Stuttgart nachweist.

Aus seinem Vermögen stiftete er vier ansehnliche Stipendien an der Universität zu Tübingen, der er auch seine ganze Büchersammlung vermachte. Die löbliche Landschaft in Krain schickte auf die Nachricht dieser ansehnlichen Dotation ihres Landmannes fleißig studierende Jünglinge aus diesem Herzogthume auf die Universität Tübingen, die auch mit vieler Bereitwilligkeit dort aufgenommen wurden; und manche aus ihnen mochten wohl ihre literarische Ausbildung der dortigen Universität und die zu dem Behufe notwendigen Mittel dem Tiffernischen Stipendium zu verdanken ge-

habt haben. Schon in das dritte Jahrhundert dauert diese Stiftung, und wenn auch der Verband dieses Landes mit dem nunmehrigen Königreiche Württemberg, und insbesondere mit der Universität Tübingen längst aufgehört hat, so werden die Landsleute des wackeren Tiffernus das Andenken dieses Mannes nicht minder in Ehren halten, der durch edle Freigebigkeit dem Fleiße und Talente, wenn auch in einem fernem Lande, den Weg zur literarischen Ausbildung bahnen half!

### Ein Jagdabenteuer in den Bergen der Auvergne.

Auf einer Wanderung durch die südlichen Provinzen Frankreichs im Herbst 1823, schlug ich mein Hauptquartier in einem kleinen, etwa zwei Stunden von dem freundlichen Städtchen Niom entfernten Dorfe auf, von Niom, das wegen der wilden Schönheit seiner Umgebungen, und wegen der köstlichen Aprikosen- und Quittenpasteten, mit denen es die üppigen Gärten der guten Bürger von Paris und der andern Hauptstädte Frankreichs versieht, gleich bekannt und merkwürdig ist. Ein Paar Bücher, die unten in meinem Mantelsack lagen, mein Zeichnungsgeräthe, eine Doppelbüchse von Mantou, eine Koppel englischer Hünerhunde und meine Angelrute gewährten mir hinlänglichen Zeitvertreib in meiner romantischen Einsamkeit. Die nahen Berge sind reich an Wild; und in den Waldbächen, die sich in glühenden Fällen von ihren Halden niedergießen, wimmelt es von rothgesprenkelten Forellen, die dem Angler eine nie versiegende Quelle von Beschäftigung geben.

Es war gegen das Ende eines rauhen und düstern Spätoctobertags, den ich mit dem Aufsuchen der schönen rothen Nebuhuart, die in großen Ritten in den heidebekleideten Abhängen des Puy de Dome nistet, zugebracht hatte, als ich müde, und von Hunger und Durst erschöpft, in der Nähe einer uralten Kapelle Halt machte, zu der die Bergbewohner in einer Art Wallfahrt zu »unserer lieben Frau vom Goldberg« alljährlich zu pilgern pflegen. Ihr Bild, in Stein gehauen, mit dem Christuskinde in den Armen, steht über dem gothischen Thorbogen, der in das Innere des Gebäudes führt. Das graue moosbewachsene Fußgestell eines großen Steinkreuzes, das ursprünglich dem Eingange gegenüber aufgerichtet gewesen, jetzt aber umgestürzt und zum Theil in dem grünen sammetnen Rasen, auf dem es lag, vergraben war, bot mir einen willkommenen Ruheplatz für meine müden Glieder. Ein heller durchsichtiger Quell sprang aus einer Risse des Felsens, an dessen eine Seite die Kapelle gebaut war, ergoß sich in ein kleines von der

Natur gebildetes Becken unten, und rann dann, über Kieselgrund murmelnd, einem Waldstrome zu, dessen betäubendes Brüllen allein die schauerliche Stille unterbrach, die ringsum herrschte. Ein kleines massives Trinkgefäß von Eisen hing an einer Kette neben diesem Born; und wahrscheinlich rührten die Worte »Pesso Viatori,« \*) die ich in rohen Buchstaben über der Stelle, wo es hing, in demselben Felsen gegraben fand, von der frommen Hand her, deren werthtätiges Wohlwollen es hierher gestiftet hatte. Das Gedächtniß des unbekanntes Wohlthäters, wer er auch immer seyn mochte, aus vollem Herzen segnend, trank ich in tiefen Zügen.

Ich fühlte mich jetzt wieder bedeutend erfrischt, und verfolgte meinen Pfad weiter in der furchtbaren prachtvollen Gebirgslandschaft: auf allen Seiten stiegen die Berge in den mannigfaltigsten und seltsamsten Gestalten empor, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die ihre Gipfel vergoldete, warfen noch einen Theil ihres Glanzes auf das verschiedenfarbige Herbstlaub der prachtvollen Waldbäume, die ringsum wuchsen; die Scene wechselte — und ich stieg nun in eine tiefe Schlucht hinab, wo mächtige Granitblöcke, die irgend eine gewaltsame Naturbegebenheit von den überhangenden Felsklippen gerissen hatte, da und dort den Weg sperrten, oder in den wunderlichsten Gebilden auf einander gehürmt lagen. Unter sie gemischt, und an einigen Stellen in ihren gähnenden Höhlungen wurzelnd, schossen einige hohe uralte Fichten gespenstergleich gegen den finstern Himmel auf, und bewegten die langen düstern Äste, wie Arme in dem Nachtwinde hin und her.

Die wilde Dede des Orts lockte nicht eben zu längerem Verweilen, und so eilte ich, mich nach der Sonne richtend, so schnell als es der schroffe Bergpfad erlauben wollte, voran; allein plötzlich theilte sich dieser in zwei oder drei verschiedene Arme; und wie ich noch, mit mir selbst zu Rathe gehend, welchen ich nun einschlagen sollte, da stand, wurde meine Aufmerksamkeit durch den lauten klagenden, fast zu gelendem Wehschreien steigenden Ruf eines in Noth befindlichen Thiers festgehalten. Ein Föhrenwald zog sich auf beiden Seiten bis in die Schlucht herab, durch die ich hinging. Aus diesem kamen die Töne. In wenigen Augenblicken folgte ein durchdringendes und wildes Geheul den Schreckenlauten, das mit dem Gekreisch zahlloser Vögel, die in schwarzen Schwärmen von den Bäumen aufstiegen, dem schrillen Pfeifen des Falken, wie er kreisend sein Klippenest umflog, und dem bängeln Winseln meiner Hunde ein schauerliches Concert bildete, und mir die Gewißheit gab, daß die Wölfe, von denen dieser Theil von Frankreich

\*) Dem müden Wanderer.

arg heimgesucht ist, ihre nächtlichen Raubzüge begonnen hatten. Ich stand still, nahm meine Jagdflinte von der Schulter, lehnte mich mit dem Rücken an einen Baum, und harrete, den Finger am Drücker des Gewehrs, ängstlich der kommenden Dinge. Dieser Zustand banger Erwartung sollte nicht lange dauern. Ein lautes Krachen der Zweige hinter mir hieß mich rasch umdrehen, und gleich darauf brach — von einer dürren Wölfinn mit ihren zwei Jungen hart verfolgt — ein Rehbock durch das Dickicht. Das arme Thier schien von Mattigkeit und Schrecken bereits erschöpft, denn nach einem Wettlauf von etwa dreißig Schritten die Schlucht hinauf, sprang ihm seine unbarmerzige Verfolgerin mit einem Satz an die Kehle, und riß das Thier zu Boden, der sich schnell von seinem Schweife röhete. Die Jungen, fast eben so behend und nicht minder wild wie ihre Mutter, kamen jetzt herbei, und Alle zusammen machten sich nun an das Zerreißen und Verschlingen ihrer Beute. Obwohl der ganze Auftritt in kürzerer Zeit sich zutrug, als wohl seine Erzählung erforderte, so blieb mir doch noch Muße und auch Geistesgegenwart genug, eine Kugel auf die gewöhnliche Ladung meines Gewehrs zu setzen, und da ich eine unwohlerwartete Lust in mir fühlte, selbst eine Hauptrolle in dem Drama zu spielen, bei dem ich bisher bloß den Zuschauer abgegeben hatte, so ließ ich mich behutsam auf ein Knie nieder, zielte wohlbedächtig und feuerte. Mein Schuß hatte getroffen, allein nicht so, wie ich gewollt hatte, das größere von den beiden Jungen fiel, tödtlich verwundet, das andere flüchtete in den Wald, verfolgt von meinen Hunden, die ich nicht länger zurückhalten im Stande war.

Allein und ohne eine Ladung in meinem zweiten Gewehrlaufe, sollte ich im Augenblick die ganze Gefahr meiner Lage kennen lernen; denn mit einem entsetzlichen Knurren verließ die alte Wölfinn ihre Beute und kam, die Borsten ihres Nackens vor Wuth hoch aufgestäubt, ein fast übernatürliches Feuer in den rothen bligenden Augen, in hurtigen Sätzen der Stelle zu, wo ich immer noch kniete. Keine Secunde war zu verlieren. Im Nu war ich aufgesprungen. Die Fersen fest in den Boden gestemmt, und die Mündung meines Gewehrs mit beiden Händen fest fassend, schwang ich den Kolben rund um den Kopf, und erwartete so vorbereitet, das Herankommen des Ungethüms. Die Wölfinn war jetzt noch etwa sechs Fuß von dem Platze, wo ich stand: schon glaubte ich ihre Fänge an der Kehle zu spüren. Kalter Schweiß rann mir über das Gesicht, als in dem Augenblick, wo ich meine ganze Kraft zu einem entscheidenden Schlage zusammennahm, das Unthier einen krampfhaften Satz in die Höhe that, und mir todt vor die Füße rollte. Der Knall einer Flinte folgte in demselben Augenblicke. Ich

hörte eine tiefe Stimme, die den wohlbekannten Jagdruf »Harloup chiens! harloup! voici! harloup!« erschallen ließ; und zwei Wolfshunde rannten in vollem Laufe an mir vorüber und fuhren auf meinen hingestreckten Feind hinein.

Der Uebergang von der drohendsten Gefahr zu unerwarteter Rettung war so blickschnell, daß ich für einen Augenblick nicht im Stande war, meine Lage ganz zu fassen. Als ich mich hastig in der Richtung umdrehte, woher der Schuß gekommen war, sah ich einen hochgewachsenen ältlichen Mann in Jagd Kleidung zwischen den Bäumen heraustreten, die in vereinzelten Gruppen am Eingange des Waldes standen. Wie er näher kam, nahm er höflich seine Mütze ab, und bemerkte lächelnd, indem er zu gleicher Zeit den Riemen des todtten Wolfs mit dem Rohre seines Gewehrs umkehrte, daß »Monseigneur« ohne Zweifel ein Fremder sey, da kein Auvergnier Jägersmann es wagen würde, allein zu einer solchen Stunde, nur in einem Laufe eine Ladung und ohne Begleitung von wenigstens ein Paar Wolfshunden, in den Bergen zu verweilen. Ich gab ihm mit warmen Worten meine Dankbarkeit für seine so zur rechten Zeit gekommene Hülfeleistung zu erkennen, und sagte ihm dann, ich sey ein Engländer, in der Gegend herum auf der Rebhuhnjagd gewesen, und hätte mich freilich keineswegs einer Begegnung mit einem solchen Wildpret, wie hier zu meinen Füßen lag, versehen.

Zu meinem Bedruße mußte ich jetzt erfahren, daß ich noch ziemlich weit von meinem Bestimmungsorte entfernt war. »Das Dorf St. Amande ist wenigstens drei starke Stunden von hier; es liegt drüben auf der andern Seite des Berges dort,« sagte mein Befreier und deutete nach einer in dem rasch abnehmenden Tagestlichte kaum noch sichtbaren Kuppe. »Der kleine Dienst, den ich Ihnen, mein Herr, zu erweisen so glücklich war, würde nur halbgeleistet seyn, wenn ich Sie den Weg, der vielleicht der gefährlichste und schwierigste in dieser ganzen wilden Gegend ist, allein gehen lassen wollte. Hält das Wetter an,« setzte er hinzu und sah nach dem Himmel, an dem sich, wie Dieß den ganzen Tag über der Fall gewesen war, schwarze Wolken pfeilschnell jagten, »so erreichen wir wohl noch das Thal zeitig genug, um über die Fuhrt zu kommen; sind wir einmal hinüber, so haben Sie leichten Weg. Ich will nur vorher den Aesern da die Felle abziehen, das Einzige, was an ihnen etwas nützlich ist.« Damit machte er sich sink daran, sich in den Besitz der Jagdbeute zu setzen.

Während er auf diese Weise beschäftigt war, hatte ich Muße, die wirklich recht interessante Gestalt und ganze Erscheinung des Waldmannes näher in's Auge zu fassen. Am Boden lag sein furchtbares Feuerrohr,

dessen Schaft reich mit Silber eingelegt und mit Schnitzarbeit, Jagdgegenstände darstellend, verziert war. Seine große, aus Wolfsfell gefertigte Pezmütze beschattete ein tiefgebräuntes, verwittertes Gesicht, aus dem Gutmüthigkeit und frohe Laune lachte. Ein grün-sammtner Jagdrock mit silbernen Knöpfen, auf denen ein wilder Eberkopf als Wappen zu schauen war, und ein Paar hirschlederne Halbstiefel vollendeten den übrigen Theil seines Anzuges. Ein kleines, aus einem Stierhorn gefertigtes, mit Silber beschlagenes Hüft-horn hing an einem Lederriemen auf der einen Seite, während über die andere Schulter eine breite büffel- lederne Hirschfängerkuppel mit einem zierlichen silbernen Schild lief, auf welchem ein Wappen eingegraben, und die Worte zu lesen waren: „Garde chasse de Monsieur le Baron de St. Geneste.“ Nachdem er einem jeden der Thiere das Fell mit der Geschicklichkeit eines in dem edlen Waidwerk lang Geübten abgezogen, und die Vorderpfoten, nach altem Jägerbrauche, als Siegeszeichen abgeschnitten hatte, warf er den Rest des gemordeten Rehbocks über die Schultern, blies dann auf seinem Horn einen lauten langgezogenen Ton, daß die Felswände ringsum widerhallten, um seine Hunde zurückzurufen und machte sich nun mit mir raschen Schrittes in der bereits bezeichneten Richtung auf den Weg.

Ehe wir indessen eine Stunde weit gegangen waren, fing das bisher nur drohende Gewölk an, sich in vollem Ernst in Regen aufzulösen; der Wind tobte in wüthenden Stößen durch die unsern Pfad einfassenden Felsen und wirbelte die Blätter und Zweige, die auf dem Grase lagen, in wildem Getümmel in die Luft. Um unsere Noth zu vermehren, brach auch die Nacht immer rascher und dunkler herein, und ein dunkler Nebel umhüllte allmählich mehr und mehr Alles um uns her. Mein Begleiter machte jetzt auf einmal Halt und rief, indem er einen Augenblick stille stand, als wenn er sich bemühte, ferne Töne zu erlauschen; „Der Hinzüberweg, fürcht' ich, ist uns abgeschnitten; ich höre den Waldbach schon donnern; wir werden zu spät an die Fuhr kommen.“ Wir verdoppelten unsere Eile, und langten in ungefähr einer halben Stunde an dem Bergstrom an, fanden aber zu unserm Schrecken die Besorgnisse meines Wegweisers nur zu wohl gegründet. Bei dem undeutlichen Dämmerchein, der noch am Himmel blieb, konnte ich deutlich den weißen Gisch des angeschwollenen und trübgefärbten Wildwassers unterscheiden, wie es zwischen den Felsen, die seinen Lauf

hemmten, mit einem wahrhaft Entsetzten erregenden Gebrüll donnernd hinabstürzte.

„Das ist die Stelle,“ sagte mein Begleiter, indem er sich einer kleinen Höhlung am Ufer näherte: „mit Hüffe meines Flintenlaufs bin ich schon in schlimmerem Wetter, als heute Nacht, hinübergekommen; allein Monsieur,“ setzte er hinzu, und sah mich zweifelhaft an, „dürften vielleicht keine Lust haben, das Wagstück zu versuchen?“ Wiewohl keineswegs ängstlich oder schwächlich, fand ich doch — ich läugne es nicht — den Vorschlag, in Sturm, Regen und Finsterniß über einen reißenden Waldstrom zu setzen, etwas zu bedenklich, abgesehen von der Schwierigkeit, meine Hunde hinüberzubringen, die die Strömung wahrscheinlich mit sich fortgerissen haben würde. Ich lehnte deshalb den Vorschlag ab, und erkundigte mich, ob denn kein Plätzchen in der Nähe sei, an dem wir auf so lange einiges Obdach finden könnten, bis sich der Sturm gelegt hätte. „Allerdings!“ versetzte mein Führer, „keine fünf Minuten weit von hier ist eine Höhle, die mir schon oft in Nothfällen wie der gegenwärtige, freundliche Unterkunft gegeben hat. Es ist dort ein reichlicher Vorrath von abgefallenem Holz drinnen aufgehäuft; wir haben Stein, Stahl und, Dank den Wölfen, gutes Wildpret übergenug — was sagen Sie, mein Herr, zu einem Waidmanns-Mahl?“

Vor Kälte schauernd und bis auf die Haut durchnäßt, stimmte ich freudig ein, wir schritten nun vorsichtig, in fast gänzlicher Finsterniß, immer an dem Ufer des Bergwassers hin, dessen Brüllen uns als Wegweiser diente. Als wir in unserm dunkeln Versteck angekommen waren, hieß mich mein Begleiter ein Paar Augenblicke warten; bald hatte er trockenes Laub und Strauchwerk in ansehnlicher Menge zusammengerafft, zündete es dann mit seinem Gewehrschlosse an, und in kurzer Zeit loderte ein herrliches Feuer in der Mitte der Höhle lustig auf. Der „Garde“ machte sich es jetzt bequem; zog dann ein hellfunkelndes couteau-de-chasse aus der Scheide, schnitt eine Anzahl Scheiben aus dem Schenkel des Rehs, und in Kurzem wurden unsere Geruchsorgane mit dem Duft von Wildbraten erquickt. In voller Länge zu beiden Seiten eines mächtigen Feuers hingestreckt, ruhten wir zugleich unsere müden Glieder aus, und erwiesen dem köstlichen Fleischgericht vor uns alle Ehre; und als „der gesättigte Hunger“ seinem „Bruder Durst“ Platz machte, lehrte mein Gesellschafter, nach einer minutenlangen Entfernung, mit Wasser zurück, um den Inhalt unserer Branntweinfläschchen damit zu verdünnen.

(Beschluß folgt.)

Diesem Blatte liegt eine Außerordentliche Beilage bei.

Redacteur: Fr. Fav. Heinrich. Verleger: Ignaz W. Edler v. Kleinmayr.

## Slowenischer ABC = Krieg.

Eine Erwiderung auf den Artikel: „Krainische Literatur“ in Nr. 10 des Myr. Blattes.

— A ognun sia palese, che l'amor patrio e la verità mi hanno fatto pigliare la penna, e non odio che io porti a particular persona.

A. Firenze uola, Discacciamento delle nuove lettere inutilmente aggiunte nella lingua toscana, pag. 17. (ediz. Ven. 1828.)

Dieser ABC = Krieg wurde bereits im vorigen Jahre in der „Carinthia“ (Nr. 20, 25, 32, 39) von den Herren S. und F. B. mit einiger Heftigkeit geführt. \*) Hr. Celakowsky's Recension der „Krajnka Zibeliza“, aus der Zeitschrift des böhmischen Museums übersetzt und im Myr. Blatte mit einigen Zusätzen und Berichtigungen abgedruckt, hat gegenwärtigen neuen Ausbruch desselben veranlaßt. In Nr. 10 dieses Blattes trat ein Apologet der neuen, vom Hr. Prof. Metelko zuerst eingeführten krainischen Buchstaben auf, dessen Ansichten mit denen des Verteidigers des „cyrillisirten Alphabets“ in der Carinthia im Wesentlichen vollkommen übereinstimmen, so wie uns sein Styl und seine Logik an Lektoren erinnern. Davon vorläufig ein Paar Beispiele. Seite 40 sagt der Hr. Apologet: „Beim aufmerkkamen Durchlesen dieses Gedichte wird nicht leicht Jemand, wie Hr. Celakowsky, veranlaßt werden, über den Reichthum man slowenischen Grammatiken seine Unzufriedenheit zu äußern, da eben die grammatischen Unrichtigkeiten es sind, welche die Schattenseite dieser Gedichte noch vermehren.“ \*\*) „Also wo es viel Grammatiken gibt, dort schreibt man correct! Vielmehr finden wir dort die Klagen über Uncorrectheit sehr natürlich (zumal wenn die Grammatiken so sehr von einander abweichen, wie die unstrigen), da jeder nach der von ihm selbst geschriebenen oder angenommenen Grammatik urtheilt. Der Schluß des Hrn. — (so unterzeichnet sich der Hr. Apologet) zeugt übrigens von auffallender Unbekanntschaft mit der Litterargeschichte. Hat wohl irgend eine Literatur mit der Grammatik begonnen? Wie spät erschien letztere in Griechenland! Und doch sollen (um von der ältern griechischen Literatur nichts zu sagen) Sophokles, Plato, ic. schon ziemlich correcte Schriftsteller gewesen seyn, obwohl zu ihrer Zeit noch kein „Lehrgebäude“ der griechischen Sprache existirte; ja wir wissen sogar, daß sich nach der Erscheinung der Grammatik in der alexandrinischen Periode die Sprache der griechischen Schriftsteller eben nicht verbesserte.

\*) Von dem Kriege zwischen den Anhängern und Gegnern des neuen krainischen Alphabets reden wir hier nicht. Da uns die ABC = Reform des Hrn. Dainko in jeder Hinsicht unbedeutender scheint, als die des Hrn. Metelko, so erwähnen wir ihrer nur beiläufig.

\*\*) Vermehren heißt nach Uebung: „der Zahl und Menge nach zunehmen lassen“ — wie paßt dieß zu „Schattenseite“?

Schlüsse dieser Art sind für uns eben so wenig überzeugend, als die bescheidene Vergleichung des neuen krainischen Alphabets mit dem „Copernik'schen Weltgebäude“ \*) und andern „wichtigen Verbesserungen und Erfindungen in der Welt“ geeignet ist, Eindruck auf uns zu machen.

Eben so verfehlt Uebertreibungen, wie die folgende, die beabsichtigte Wirkung ganz: „Nithin läßt schon das einsilbige Wort Ivet eine vierfache Aussprache zu, die unsere mangelhafte Orthographie anzudeuten nicht vermag.“ \*\*) Das ist aber nicht ein besonders ausgesuchtes Beispiel und einzig in seiner Art, ganz und gar nicht (!), sondern die Zahl der Wörter, die mit der altkrainischen Orthographie der allgemeinen Aussprache gemäß unmöglich geschrieben werden können (!), ist ungeheuer groß, und die Verschiedenheit ihrer Aussprache so mannigfaltig“ (die Verschiedenheit ist mannigfaltig!) „daß es (sic!) dem Leser durch keine Leseregeln abgeholfen werden kann“ — (dem Leser abhelfen! — wie etwa einem Uebel, einem Mißstande abgeholfen wird.) \*\*\*)

Die Behauptungen des Hrn. Apologeten sind übrigens so allgemein und so wenig begründet, daß der Leser durch dieselben keineswegs in den Stand gesetzt wird, ein Urtheil in dieser Sache zu fällen. Wir sehen uns daher genöthigt, den Gegenstand ausführlich zu besprechen, wäre es auch nur um denselben der Entscheidung näher zu bringen, die auf jeden Fall wünschenswerth ist, sie mag wie immer ausfallen. Eine solche Erörterung dürfte übrigens selbst unsern Gegnern nicht unangenehm seyn, da Hr. — versichert, daß ihre „gute Sache, die nichts fürchtet als nicht gekannt zu werden, durch den Kampf nur gewinnen muß.“

Wenn einzelne Männer von jenen kleinern slawischen Stämmen, die keine, oder doch nur eine unbedeutende Literatur besitzen, sich mit dem Studium ihrer Muttersprache zu beschäftigen anfangen, so finden sie sich bald veranlaßt, die übrigen verwandten Dialecte zu Rathe zu ziehen. Die erste Schwierigkeit, an die sie dabei stoßen, ist die Verschiedenheit der slawischen Orthographien, selbst derjenigen, die das lateinische Alphabet gebrauchen. Dieß macht bei ihnen natürlich den Wunsch nach einer allgemeinen, gleichförmigen slawischen Schreibweise rege; und da sie wäñnen, das Schreiben in slawischer Sprache „sey

\*) Als ob Copernicus eine Welt gebaut hätte!

\*\*) Auch die Metelko'sche nicht ohne Inconsequenz, wie wir später zeigen werden.

\*\*) Man wird uns diese Splitterirtheit bei einem Gegner, der es mit „grammatischen Unrichtigkeiten“ so genau nimmt, hoffentlich nicht verargen, sondern vielmehr natürlich finden, daß wir das Urtheil desjenigen, der so schreibt, in Sprachsachen überhaupt eben so wenig für entscheidend ansehen können, als uns jener hinreichende ästhetische Bildung zu besitzen scheint, um den Werth poetischer Producte zu bestimmen, der von den Dichtern und den ihnen zu Gebote stehenden „Waffen“ mit solcher Geringschätzung spricht. Vor Letztern möchten wir übrigens jeden Klagen warnen; denn hätten die Dichter auch keine andere Waffe, als die des Lächerlichen —  
ridiculum acri

Fortius et melius magnas plerumque secat res. Hor, Vergl. die Note in Kopitar's Gramm. S. XVIII.

(wie es Hr. Kopitar, \*) freilich noch im J. 1808, bevor er Krain verließ, in s. Gramm. S. XXVIII und 203 darstellte) überall so, wie bei ihnen, „mehr Liebhaberei einzelner Patrioten, als allgemeines Bedürfnis“, so glauben sie, die Sache wäre — etwa durch ein „National-Concilium von Gelehrten aller Dialecte, womit sich Kumerdej und Japel trugen“ — leicht auszuführen; man brauchte diesen Dilettanten nur etwas gehörig Begründetes vorzuschlagen, so wären sie leicht zur Annahme desselben zu „bereden“, ja sie würden mit beiden Händen darnach greifen; die übrigen Leute müßten sich nach ihnen richten; „die bisherigen Klassiker würden sehr leicht nach der neuen Orthographie zu überdrucken seyn; denn — wie viel sind ihrer wohl?“ \*\*) So verhält es sich aber mit dem Schriftwesen nicht bei allen Slawen. Bei den Russen und Pohlen ist das Schreiben in der Landessprache nicht „Liebhaberei“ Einzelner, sondern Sache Aller, die überhaupt schreiben können; größtentheils ist dieß selbst bei den Serben der Fall; noch mehr war es in frühern Zeiten bei den Böhmen. Die Pohlen, Russen und selbst die Böhmen haben Tausende von Bänden werthvollen Inhalts, die man nicht so leicht umdrucken könnte, und durch die Einführung einer neuen Schreibweise nicht würde unlesbar machen wollen. Die letztere Rücksicht wäre selbst bei uns zu beherzigen; selbst bei uns kann man nicht sagen, wie Hr. Kopitar in s. Gramm. S. XXVIII: »Res est integra, integerrima.“ Wir besitzen eine doppelte Uebersetzung der ganzen Bibel, eine nicht unbedeutende Anzahl Bücher jener Art, die man für die alle in nöthigen zu halten scheint, mit den alten Buchstaben gedruckt. „Müßten nun die Winden,“ fragt mit Recht Hr. S. in der Carinthia 1831, Nr. 32, „nebst dem cyrillisirten, (Metelsko'schen Abcece), wenn es bliebe, nicht auch das Reinalteirische lernen? Also immer Abcece's und nichts als Abcece's? Oder soll ihnen die

Lesung der bisherigen gründlichen Erbauungsbücher, und sogar der Bibel unmöglich gemacht oder wenigstens erschwert werden? Oder ist bald eine ganze cyrillisirte Bibel zu hoffen?“ etc.

Unkenntniß oder wenigstens nicht gehörige Berücksichtigung der Verhältnisse des slawischen Schriftwesens war also eine Hauptveranlassung zu chimärischen Projekten einer allgemein-slawischen Schreibweise. Diese gingen auch meistens von den kleinsten slawischen Stämmen aus. Die Pohlen, Russen etc. kümmern sich im Allgemeinen um das Schriftwesen anderer Slawen wenig, und haben eben auch nicht viel Ursache dazu; auch pflegen sich bei ihnen die besseren Köpfe mit anderen Dingen zu beschäftigen, als mit grammatischen Grübeleien, die bei uns von solcher Wichtigkeit sind. \*) Wenn man z. B. von der Erfindung einiger neuen Buchstaben in einem Tone spricht, wie Hr. Kopitar in seiner Grammatik S. 203, \*\*) so müssen wir uns nur wundern, daß vom Jahre 1808 bis 1824 niemand versucht hat, dieses so wichtig seyn sollende Werk auszuführen. Denn gar so schwer können wir es nicht finden, mag man auch sagen, was man will. Sind die zu bezeichnenden Laute bestimmt (und unbestimmte bezeichnen wollen wäre eine Thorheit) so handelt es sich nur darum, einige neuen Figuren dafür zu erfinden, \*\*\*) bei denen es, wenn sie wirklich so unumgänglich nöthwendig sind, auf die größere oder geringere Schönheit verhältnißmäßig sehr wenig ankommt — sind doch auch einige der von Cyrillus dem griechischen Alphabete hinzugefügten Buchstaben eben nicht schön zu nennen! Auf jeden Fall ist die Form der Buchstaben mehr Sache des Schriftschneiders, als des Grammatikers, und man begreift nicht, warum nach des Hrn. Apologeten Versicherung, mehrere, und zwar sehr gelehrte Krainer — durch einen Zeitraum von vielen Jahren damit umgingen (!) die Orthographien

\*) Wenn wir im gegenwärtigen Aufsätze die Ansichten des Hrn. Kopitar mehrmals zu besprechen veranlaßt werden, so wollen wir dadurch seiner wohlverdienten europäischen Celebrität, die unserer Anerkennung nicht bedarf, keineswegs zu nahe treten. Wir wissen die vielfachen Verdienste dieses Mannes, auf den sein Vaterland stolz seyn kann, gewiß so gut zu würdigen, als irgend jemand von seinen Landsleuten. Dieselben werden dadurch, daß wir seine Theorie der Elementar-Orthographie (schon darum weit wir sie für unaußführbar halten) nicht durch aus billigen können, nach unserer Meinung eben so wenig geschmälert, als Klopstock (selbst als Grammatiker betrachtet) in unseren Augen dadurch verliert, daß er eine Orthographie vorschlug, die niemand gebrauchen mochte. Hr. Kopitar's „Grammatik der slawischen Sprache in Krain“ etc. (Laibach 1808) gehört zu den einflussreichsten philologischen Arbeiten, die wir kennen. Bis dahin war keine slawische Grammatik erschienen, die auf der Basis allgemeiner (und namentlich altklassischer) philologischer Bildung ruhend, sich durch Berücksichtigung aller slawischen Dialecte auf einen höhern Standpunkt erhoben hätte, und so historisch und philologisch zugleich gewesen wäre. Was er seitdem für die slawischen und für die philologischen Studien überhaupt theils selbst, theils durch Beförderung der Arbeiten Anderer geleistet, ist bekannt. Wir erinnern nur an seine Theilnahme an Dobrowsky's altslawischer Grammatik, an Wul's serbischem Lexikon (die Erscheinung beider verdanken wir zunächst ihm), an seine Würdigung der serbischen Volkslieder etc.; an seinen Kampf für die Selbstständigkeit der serbischen und der neu-griechischen Volkssprache, an seine interessanten Aufklärungen über das Albanische, Madaische und Bulgarische etc. Eine Sammlung seiner in den verschiedenen öfter. Zeitschriften erschienenen kritischen Aufsätze, die sich durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit eben so, wie durch Originalität der Darstellung auszeichnen, würde nicht nur allen Slawisten, sondern auch allen übrigen Philologen von weitem Umblid gewiß willkommen seyn.

\*\*) Hr. Kopitar meint zwar hier nur „die Klassiker der Krainer, Dalmatiner und Kroaten“, aber sonst spricht er allgemein.

\*) Schreiber dieses hat sich mit grammatischen Studien genug beschäftigt, um die Grammatik gehörig zu würdigen; aber die von Schöler sogenannte „Philosophie des Abcece“ — mit allgemein weit festern Grundrissen, als die Moral hat“ (s. Kopit. S. 212) d. h. die Elementar-Orthographie hat er immer als einen an sich sehr untergeordneten Theil derselben betrachtet, der nur durch eine so gründliche Behandlung als Kopitar's in der krainischen oder K. L. Schneider's in der lateinischen Grammatik interessant gemacht werden kann.

Was Quintilian in der von unserem Gegner angeführten Stelle zum Lobe der Grammatik sagt, wollen wir gelten lassen. Wir wollen indessen doch auch den Schluß der Note Kopitar's, aus welcher Hr. — die (war auch sonst oft genug citirten) Worte Quintilians entlehnt haben dürfte, hieher setzen, welcher also lautet: „Aber freilich! wenn man neben der geringen Zahl guter Grammatiken den ungeheuern Haufen elender betrachtet, muß man die Verachtung der Welt beinahe gerecht finden.“ „Der Welt Verachtung wird sich geben, wenn euer Unsin in nur sich gibt.“ Wü rger.“ Wir müssen jedoch wiederholt erklären, daß wir Hr. Metelsko's Buch, obwohl wir Einzelnes in demselben, und namentlich die Elementarlehre, tadelnswerth finden, im Allgemeinen für verdienstlich halten, und es wird dasselbe niemand, dem um eine genauere Kenntniß der krainischen Sprache zu thun ist, entbehren wollen.

\*\*) — „Wenn, sage ich, uns der Himmel einen zweiten, Römischen Apoll sendete, der, jenem ersten Griechischen als denkender Römer nachahmend, zu den unadelschaften 20 Römischen Buchstaben, namentlich uns noch 9 (den übrigen Slawen theils einige mehr, theils weniger) neue, den Römischen der Figur nach analoge, Buchstaben hinzusetzte, — so wären die Slawen die einzigen Vorklärten in Europa, die dann ein vollständiges und vernünftiges Alphabet hätten! Und es wäre in diesem Falle ein Glück für die Slawische Literatur, sich so lange verspätet zu haben. etc.“ (!)

\*\*\*) Was leicht ist; man erfindet ja für geheime Correspondenzen alle Tage ganze Alphabete.

„aller slawischen Dialecte wie auch anderer Sprachen zu Rathe zu ziehen, ehe sie die neukrainische Orthographie auch mit Zuziehung anderer Gelehrten gemeinschaftlich zu Stande brachten.“ Noch unbegreiflicher aber wird dieses, wenn man das endliche Resultat dieser jahrelangen Bemühungen, wie es uns im Metelko'schen Alphabet vor Augen liegt, betrachtet. Mit diesem Resultate sind übrigens (was eben so unbegreiflich ist) selbst die zwei bedeutendsten gelehrten Krainer, die außer Hrn. Metelko an dieser Sache Theil genommen haben sollen, eben so wenig zufrieden, wie es der einzige competente Fremde, der sich darum interessirte (der sel. Dobrowsky) war, so daß uns Hr. F. B. in der Carinthia Nr. 25 sich richtiger ausgedrückt zu haben scheint, wo er „die Vervollkommnung unserer Orthographie durch die Erfindung einiger neuer Zeichen“ als vom „Hrn. Professor Metelko glücklich zu Stande gebracht“ darstellt. Uebrigens verlangte Hr. Kopitar (wenigstens im Jahre 1808) nur neun neue Buchstaben, Hr. Metelko hat uns zwölf neue Figuren gegeben.

Wir müssen indessen gestehen, daß die obervähnten gelehrten Krainer (wenigstens Hr. Kopitar) zunächst die Form der Metelko'schen Buchstaben taddelhaft finden, gegen die auch die Bemerkungen des Hrn. S. in der Carinthia größtentheils gerichtet sind, uns aber scheint die Form gleichgültiger; denn sie kann verbessert werden. Nach unserer Meinung kommt es vor allem darauf an, ob die Grundsätze, die man bei der Bestimmung der neuen krainischen Orthographie befolgen zu müssen glaubte, richtig sind, ob sie richtig angewendet wurden, und ob diese Neuerung überhaupt zweckmäßig und nothwendig war.

Die Grundsätze, die dem Reformator (oder den Reformatoren) unfer ABC vorschwebten (wir wissen nicht, ob man sich ihrer klar bewußt war; wenigstens finden wir sie nirgends bestimmt ausgesprochen) scheinen folgende gewesen zu seyn:

- I.) Man schreibe, wie man spricht.
- II.) Man bezeichne jeden besonderen (Elementar-) Laut mit einem besondern und
- III.) jeden einfachen Laut mit einem einfachen Zeichen.
- IV.) Man mißbrauche die Accente, die nur den Ton andeuten, nicht zur Modificirung der Laute.
- V.) Man lege dem neuen krainischen Alphabet das lateinische zu Grunde, jedoch so, daß jeder Buchstabe desselben im Krainischen den nämlichen Laut bezeichne, den er im Lateinischen ausdrückt; für die eigenthümlichen Laute der krainischen Sprache aber erfinde man neue, zu den übrigen Buchstaben passende Zeichen.

VI.) Das neue Alphabet soll durch analoge Vermehrung der Zeichen, wo sie nöthig wären, und durch Weglassung der überflüssigen auch für alle übrigen slawischen Dialecte brauchbar gemacht werden.

Die Nichtigkeit des ersten dieser Grundsätze erscheint beim ersten Anblick vollkommen einleuchtend. Um also schreiben zu können, wie man spricht, hat Hr. Metelko eine Menge neuer Zeichen in das krainische Alphabet eingeführt, hätte ihrer aber noch viel mehr einführen sollen, wenn dieser Grundsatz buchstäblich zu nehmen wäre. So unterscheidet er selbst ein dreifaches e; nämlich ein offenes und zwei geschlossene, wovon das eine wie „sein verschmolzenes ie oder je“ (led), das andere „gleichsam wie ej“ (seme)

lautet. Diese zwei für die Unterkrainer wesentlich verschiedenen Laute, hätte man also dem II. Grundsatz gemäß um so mehr mit zwei verschiedenen Zeichen ausdrücken sollen, da sie denjenigen, die man im Altslawischen mit den ja- und je-Figuren ausdrückte, entsprechen. Hr. M. begnügt sich indessen, das e, wenn es wie ej lautet, „wenigstens im Falle einer Zweideutigkeit“ mit dem Dehnungszeichen (') zu bezeichnen, da es die „Ueberlänge“ hat. Der Accent soll ihm also hier die Ueberlänge andeuten, sonst aber die gewöhnliche Dehnung; und zugleich soll derselbe gegen den IV. Grundsatz zur Modificirung eines Lautes dienen — zwei Inconsequenzen auf einmal!

Ganz richtig bemerkt Hr. M., daß einige Oberkrainer ein doppeltes sh (w) unterscheiden; nur entspricht dasjenige, welches er das „scharfere“ nennt, und wir durch die Benennung jotirt (jerirt, mouillirt) treffender zu bezeichnen glauben, nicht immer dem unterkrainischen shzh (ш), was ihm zur Entschuldigung der Einführung eines besondern Zeichens für diesen, nach seiner Meinung wenigstens im Munde des Oberkrainers einfachen Lautes dient; denn der Oberkrainer (um Radmannsdorf, Nobain, Velbes zc. \*) spricht diesen Laut nicht nur in ishem (ишем) sondern auch sonst häufig, z. B. in polhast, shè, shèga, shiba, shola, shum zc., und namentlich in allen Comparativen auf shi. \*\*) Aber dieser Oberkrainer spricht auch ein diesem sh analoges jotirtes sh (e) und zh (ш); um consequent zu seyn, hätte man auch diese Laute durch besondere Zeichen ausdrücken sollen. Daß dieser Unterschied wirklich Statt findet, wird niemand, der ein doppeltes sh unterscheidet, läugnen, wenn er das sh in shena und ponishna, teshi und teshi, teshji (schwerer), das zh in vèzh und prèzh, zhè und zhèp vergleicht. Dieser Unterschied ist so auffallend, daß in jenen Gegenden, wo er Statt findet, jedes Kind lacht, wenn jemand die beiden zh in zhenzha so ausspricht, wie das zh in zhelo. Ausser diesen zwei zh könnten die Oberkrainer am linken Ufer der Ranker, (um St. Georgen zc.) noch ein drittes, nämlich das ch der Dalmatiner verlangen, da bei ihnen das mouillirte k (in kita) und das mouillirte t (in tjè) gerade so lautet. Vergl. Kopit. Gr. S. 177. Ferner spricht der Oberkrainer das d am Ende der Wörter genau so wie der Engländer das harte th in both, truth, \*\*\*) der Griechen, wenigstens der Neugriechen das d, zc. (nicht wie s, wie Hr. Met. Gr. S. 5 behauptet, was nur von einzelnen Gegenden gilt), indem er, wie das h in k, so auch hier die media d in die entsprechende aspirata verwandelt. Ohne Zeichen für diese Laute kann der Oberkrainer nicht schreiben, wie er spricht. So finden auch je-

\*) Wir bitten überhaupt, wenn wir „Oberkrainer“ sagen, zunächst die Bewohner dieser Gegenden zu verstehen, deren Aussprache wir genauer kennen.

\*\*) Unter den Wörtern, in denen auch der Oberkrainer shzh spricht, führt Hr. M. auch das venetianische schiapin (als wyapin) an! S. Boerio, Dizion. del dial. Veneziano v. schiapin, p. 552. Vergl. Kopit. S. 189.

Gewiß unrichtig vermuthet er ferner, im Altslawischen habe das shzh einfach gelautet; das shzh im altslawischen Alphabet ist nichts als ein compendium scripturae, wie das ksi, psi zc.

\*\*\*) Diesen Laut sprechen die Fremden, die englisch lernen, gewöhnlich schlecht aus; für den Oberkrainer hat er natürlich keine Schwierigkeit.

ne Unterkrainer, die in den Participien zc. das echtlawische (polnische und russische) grobe l \*) sprechen (s. Kopit. S. 102) ist „neukrainischen“ Alphabet kein Zeichen dafür, noch jene, die (mit mehreren Steirern) das u in gewissen Fällen (nicht überall wie Hr. M. S. 4. anzunehmen scheint) wie ü aussprechen, eine besondere Figur für dasselbe.

Die kärnthnerische Varietät besitzt merkwürdige Rhinosen, die denen des Stromir'schen Coder, von welchen nach Wostokow Kopitar in den Wiener Jahrb. der Lit. Bd. 17, S. 100, und Grimm in s. Vorrede zu „Wuk's Stephanowitsch Serb. Gramm.“ S. XXXII. reden, ziemlich genau entsprechen dürften. Um Bleiburg zc. spricht man pót (Weg), dob, stopim mit dem echten polnischen z, oder dem französischen Nasal: on: pont zc., so wie im Geithale (nach Mittheilungen vom Hrn. Pfarrer Jarnik, einem gebornen Geithaler) das polnische Nasal: e (franz. in in fin oder ein in sein) in vprenzi, senstem statt vprézi, lëshem \*\*) zc. In der letztern Gegend hört man auch (vor e und i) das v (w) der übrigen Slawen, dem deutschen w und dem englischen v entsprechend, aber verschieden vom kraitnischen v \*\*\*) , das dem englischen w gleich lautet; ferner das wahre russische hI, oder polnische y in dem sonst bei den Südslawen nirgends vorkommenden wy (statt is) in wydelati, wyplakniti, wyuzhiti zc., \*\*\*\*) und in den (ebenfalls nordlawischen) Verbal = Ausgängen auf — my statt — mo, z. B. delamy, widimy zc. Alle diese interessanten Eigenthümlichkeiten können mit dem Metelko'schen Alphabet nicht ausgedrückt werden — um das kärnthnerische halbe k, welches auch wir Krainer in der Verzeichnung nak brauchen, nicht zu erwähnen.

Nun sind wir aber weit entfernt, zu verlangen, daß für alle diese im Gebiete der slowenischen Mundart vorkommenden Laute, auch eigene Zeichen in das Alphabet eingeführt werden sollten. Vielmehr sind wir der Meinung, Hr. Metelko habe schon zu viel Laute durch besondere Figuren bezeichnet. Für überflüssig halten wir, außer dem oben besprochenen U vor allem die Zeichen e, o und z.

Daß wir so gut, wie die Toscaner zc. (jedoch bei weitem nicht alle Italiener) in der Aussprache ein doppeltes e und o, nämlich ein offenes und ein geschlossenes, unterscheiden, ist nicht zu läugnen; jedoch ist dieser Unterschied nur dann wesentlich, wenn diese Laute gehört sind; die geschärften e und o lauten immer offen; bei den unbetonten aber ist der Unterschied so schwer zu bemerken, daß ihn Hr. Metelko selbst oft unrichtig aufgefaßt hat. Er macht beinahe alle tonlosen e offen und alle tonlosen o geschlossen, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil er den unangenehmen Anblick seines geschlossenen e (e) und seines offenen o (o) dem Leser so viel möglich ersparen wollte. \*) Beim e ist dieser Gebrauch wohl auch meistens richtig; denn das unbetonte e ist wirklich gewöhnlich offen; offen aber ist auch meistens das tonlose o; Hr. Metelko bezeichnet es daher größtentheils falsch. So lauten z. B. in odgovorim offenbar alle o offen, (der Unterkrainer spricht sie beinahe wie a, gerade wie der Russe — nach dem Petersburger Dialecte — in ähnlichen Fällen) und doch schreibt Hr. M. nicht odgovorim, sondern odgovorim. In odgovor kommt zwar in der mittleren Sylbe ein geschlossenes o hervor; aber dieses hätte Hrn. M. eben so wenig veranlassen sollen, es in odgovorim zu schreiben, als er sich abhalten läßt, kreh zu schreiben, weil in kruha das u deutlich lauter. Hätte Hr. M. dergleichen (etymologische) Rücksichten beobachten wollen, so hätte sich seine Schreibung wesentlich anders gestaltet, seine ABC = Neuerung aber wäre dadurch freilich um so unnützer geworden. Am unbegreiflichsten ist es, daß Hr. M. die weiblichen Accusative auf o von den Neutris und Adverbis auf o nicht unterscheidet. Welcher Krainer (den Nachbar des Croaten vielleicht ausgenommen) spricht das o in pismo und das o in sheno (si vidj mojo sheno?), das o in malo dete und malo hzhér (Accus.), das o in „dajte mi malo“ (gebet mit die kleine) und in „dajte mi malo“ (gebet mit wenig), gleich aus? Der Unterkrainer spricht in dem einem Falle ein völliges a, (shena, Accus.) in dem andern u; wenigstens schreiben sonst unsere unterkrainischen Schriftsteller malu dete etc. Und doch schreibt Hr. M. überall dasselbe o. \*\*) Freilich spricht das offene o in sheno niemand wie oa, französisch oi, aus, wie es nach Hrn. Metelko lauten soll; aber auf diese Art lautet es wohl nirgends als etwa im tiefsten Unterkraina.

schlossen, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil er den unangenehmen Anblick seines geschlossenen e (e) und seines offenen o (o) dem Leser so viel möglich ersparen wollte. \*) Beim e ist dieser Gebrauch wohl auch meistens richtig; denn das unbetonte e ist wirklich gewöhnlich offen; offen aber ist auch meistens das tonlose o; Hr. Metelko bezeichnet es daher größtentheils falsch. So lauten z. B. in odgovorim offenbar alle o offen, (der Unterkrainer spricht sie beinahe wie a, gerade wie der Russe — nach dem Petersburger Dialecte — in ähnlichen Fällen) und doch schreibt Hr. M. nicht odgovorim, sondern odgovorim. In odgovor kommt zwar in der mittleren Sylbe ein geschlossenes o hervor; aber dieses hätte Hrn. M. eben so wenig veranlassen sollen, es in odgovorim zu schreiben, als er sich abhalten läßt, kreh zu schreiben, weil in kruha das u deutlich lauter. Hätte Hr. M. dergleichen (etymologische) Rücksichten beobachten wollen, so hätte sich seine Schreibung wesentlich anders gestaltet, seine ABC = Neuerung aber wäre dadurch freilich um so unnützer geworden. Am unbegreiflichsten ist es, daß Hr. M. die weiblichen Accusative auf o von den Neutris und Adverbis auf o nicht unterscheidet. Welcher Krainer (den Nachbar des Croaten vielleicht ausgenommen) spricht das o in pismo und das o in sheno (si vidj mojo sheno?), das o in malo dete und malo hzhér (Accus.), das o in „dajte mi malo“ (gebet mit die kleine) und in „dajte mi malo“ (gebet mit wenig), gleich aus? Der Unterkrainer spricht in dem einem Falle ein völliges a, (shena, Accus.) in dem andern u; wenigstens schreiben sonst unsere unterkrainischen Schriftsteller malu dete etc. Und doch schreibt Hr. M. überall dasselbe o. \*\*) Freilich spricht das offene o in sheno niemand wie oa, französisch oi, aus, wie es nach Hrn. Metelko lauten soll; aber auf diese Art lautet es wohl nirgends als etwa im tiefsten Unterkraina.

\*) Hierin, wie in allem Uebrigen, folgten ihm auch die Weirigen, die bis nun sein Alphabet gebraucht haben.

\*\*) Daß in den slav. Dialecten der 1. Pers., selbst im gewöhnlichen Altslav., und namentlich auch in den altkarantianischen Münchner Aufzügen die Feminina im Acc. sing. auf u ausgehen, durfte Hr. Met. eben so wenig veranlassen, gegen die allgemeine Aussprache in diesem Falle ein o statt u zu schreiben, als er in der 1. Pers. des Verbums ein u schreibt, obwohl es alle diese Dialecte haben. In den altkarantianischen Aufzügen wechselt übrigens das u häufig mit o oder dem nasalen on ab. Wahrscheinlich endigten sich unsere weiblichen Accus. ursprünglich auf dieses nafate on, wie noch jetzt in gewissen Fällen die polnischen. Dieses dürfte auch beim Verbum in der 1. Pers. sing. der Fall gewesen seyn, worauf das altkarantianische poronso (statt porozlium), das veryo (ich glaube), ozho (ich will) zc. bei Truber und Krell, und der rhinierende Ausgang der polnischen Verba auf g und ganz besonders das jus k, womit sich die 1. Pers. des Verbums in den ältesten slawischen MSS. endigt, schließen läßt. Hr. Met. schreibt namentlich auch das tonlose o in der 3. Pers. plur. des Verbums immer unrichtig mit o statt mit o. z. B. so statt lo (echtslaw. slav. CXT', nicht CST', unterkr. und bulgarisch sogar lo.) Im Vorbeigehen bemerken wir, daß in dem vom Hrn. Met. aus den Wiener Jahrb. der Lit. mitgetheilten Stücke (Vorr. S. XIII) supplicium mo ka heißt, welches kraitnisch seyn dürfte, als das wahrscheinlich aus Croaten eingeführte muka, welches man eben so wenig mit u schreiben sollte, als ruka, muder, mush, sub zc. statt rova, moder, mösh zc.; denn dieses o, dem rhinierenden jus oder ja(A) der ältesten slawischen Handschriften und dem oben erwähnten kärnthnerischen Nasal: on entsprechend, ist für unsern Dialect charakteristisch. Da indessen moka für Marter nicht wohl gebraucht werden kann, so dürfte es gerathener seyn, bei martra zu bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

\*) Truber bezeichnete es wenigstens in seinen ältesten Schriften häufig mit U, z. B. kaspass, vself, navelint (fällt an), pu sil. Bohorizh sagt vom l: „Sed interdum crasse offerenda, quasi sit gemina, praesertim in fine, ut: dehel, crassus etc.“

\*\*) Uebrigens sprechen wir vor den Reklauten immer eine Art Nasal: u, s. B. grenki, angelj zc., das die Griechen aus Mangel eines besondern Zeichens mit dem gamma andeuten, z. B. αγγελος (welches Wort auch im Kirchenlawischen mit doppeltem g geschrieben wird.) zc.

\*\*\*) Unrichtig behauptet Hr. Kopitar Gramm. S. 16, Anm., das w in Wasser sey dem v in voda ganz gleich. (Das deutsche w kann der Krainer vor in gar nicht aussprechen; er macht ein völliges u oder ein b daraus.) Ungenau erklärt er auch S. 172 unser i in fir, dim für gleichlautend mit dem kyrillischen ir.

\*\*\*\*) S. Jarnik's Etymologikon S. 52.